

Psychologie: ihr Ränderproblem aus der Sicht eines Laborforschers

Theo Herrmann

(Vortrag vor der Wilhelm Wundt-Gesellschaft - W. Reimers-Stiftung, Bad Homburg, November 1999)

(i) Als *Ränderproblem* der Psychologie verstehe ich folgendes:

Eine notwendige Voraussetzung dafür, daß man das Ränderproblem überhaupt formulieren kann, besteht verständlicherweise in folgendem: Man muß über die Psychologie - wie übrigens entsprechend auch über andere Wissenschaften - in einer *topographischen Metapher* sprechen: Die Psychologie als Wissenschaft ist ein in Subterritorien geteiltes Gebiet, das ein oder mehrere zentrale Teilgebiete und auch Rand- oder Grenzgebiete hat. Teilpsychologien, Subdisziplinen können also eine Randlage haben. Das gilt nach dem Verständnis der meisten Psychologen zum Beispiel für die Sprachpsychologie oder für die Rechtspsychologie. Die Motivationspsychologie oder auch die Gedächtnispsychologie sind relativ dazu zentraler positioniert.

Subdisziplinen mit Randlage sind (i) zentrumsfern und (ii) grenznah. Insofern sie grenznah sind, sind sie mit den Nachbardisziplinen in engem Kontakt, doch teilen sie mit ihnen eine Grenze. Eine Nachbardisziplin der Sprachpsychologie mit gemeinsamer Grenze ist die Linguistik. - Schon geringes Nachdenken führt zwar zu dem Verdacht, daß diese Metapher, falls man sie denn zu einem strikten metatheoretischen Modell der Psychologie entwickeln wollte, doch einige Probleme aufkommen ließe. Psychologen reden aber erfahrungsgemäß unter Verwendung auch dieser Metapher.

Was die *randständigen Subdisziplinen* betrifft, so ergeben sich (bei Verwendung der topographischen Metapher) unter anderem Fragen nach der Art des Grenzverlaufs, der Grenzfestsetzung, des Grenzverkehrs, der Grenzsicherung, der Grenzüberschreitung, auch der logistischen Unterstützung der Randdisziplinen durch das Zentrum, usf. Dies alles fasse ich als Problem der randständigen Subdisziplinen, also kurz: als *Ränderproblem* zusammen. Notwendige Bedingung für eine sinnvolle

Formulierung des Ränderproblems ist nach allem die Unterstellung einer *topographischen Identität* der Psychologie.

Ich versuche hier keine systematische Darstellung des Ränderproblems der Psychologie unter Berücksichtigung von Wissenschaftstheorie oder Methodologie. Ich habe auch keine Lust mehr, mich an dem immer wieder aufflackernden, zumal von Forschungssponsoren gern gesehenen Funktionärsdisput zu interdisziplinären oder aber multidisziplinären, transdisziplinären oder ähnlichen apart bezeichneten institutionellen Kooperationsvarianten zu beteiligen. Ich möchte vielmehr nur auf der Basis meiner langjährigen Begegnungen mit Laborforschern sowohl psychologischer Herkunft als auch aus den sogenannten Nachbarwissenschaften - das sind bei mir selbst vor allem Psycho-Linguisten und andere Linguisten sowie die nichtpsychologischen, vor allem informatischen Vertreter der Kognitionswissenschaft - einige verallgemeinernde Überlegungen vorstellen.

(ii) Zuvor zum Warmmachen einiges Anekdotisch-Biographische; hinterher wird es dann wie üblich früh genug abstrakt:

Es gab und gibt einen Linguisten, der, als ich mit ihm um 1970 herum eine spezielle wissenschaftliche Kooperation beginnen wollte, zuerst mit mir zusammen in einer speziellen Seminarveranstaltung Karl Marxens „Kapital“ lesen wollte, bevor er, wie er meinte, mit mir überhaupt linguistisch-psychologisch interagieren könne: Denn bei Marx stehe im Grunde schon alles, was auch die Wissenschaften betreffen könne. Der Marxismus-Leninismus ist das Allgemeine des Besonderen der Wissenschaften. (So sprach man damals.) Das gemeinsame Seminar kam nicht zustande. Heute lacht der Linguist darüber, wenn auch immer noch etwas verlegen. Damals aber fiel mir folgendes auf: Etwa fünf Minuten nach dem Beginn von wissenschaftlichen Gesprächen, die sich zwischen uns zum Beispiel um Varianten der Objektbenennung im Deutschen und im Schwedischen drehten, vergaß der Linguist alle seine ideologischen Obsessionen, und ich vergaß, daß er welche hatte. Wir hatten jeweils ein ganz konkretes Thema, und wir brachten kooperativ unsere ganz spezifischen Wissensvoraussetzungen und Einfälle ein, um gemeinsam zu Detaillösungen zu kommen. Dann aber war der Linguist, besonders wenn es um die Linguistik und die Psychologie als solche ging, gleich wieder der fortschrittliche Intellektuelle, und ich war nur der bürgerliche

Liberales. Ein solcher Wechsel unserer Sprachspiele konnte von Minute zu Minute erfolgen.

Diese Art von Kommunikation mit einem Nichtpsychologen war für mich eher die Ausnahme. So bereite ich in diesen Wochen zusammen mit einem anderen Psychologen und einem Informatiker ein Manuskript zur graphentheoretischen Konzeptualisierung von räumlichem Routen- und Übersichtswissen vor. Hier vergesse ich über lange Strecken, wer von beiden Partnern nun der Informatiker und wer der Psychologe ist. Oder besser: Diese Gegenüberstellung ist hier ganz obsolet. Ihre generellen Überzeugungssysteme kenne ich nicht, vielleicht ist ja einer Kryptokommunist und der andere ein Neoliberaler. Die bemerkbaren Kompetenzvarianten lassen sich also nicht verlässlich darauf zurückführen, daß der eine ein Informatiker und der andere ein Psychologe ist. So kennt der noch junge Psychologe erstaunlich viel aus der Informatik, und der ältere Informatiker hat aus vielen Kooperationen beträchtliche Wissensbestände parat, die historisch aus der Psychologie stammen und über die zum Beispiel ich nur sehr begrenzt verfüge - was nichts besagen will. Aber das alles ist für die Art und Weise und für den angestrebten Erfolg unserer Zusammenarbeit völlig unerheblich. Unser Problem ist vielmehr das der fehlenden Kooperationszeit, nicht das der Interdisziplinarität. Und das alles ist ein Beispiel für meine üblichen Erfahrungen mit Forschern eigener und anderer Herkunft - dies allerdings nur, soweit es um den schlichten Alltag der Forschung, um die Planung, Vorbereitung und Durchführung von Untersuchungen, um Auswertungen und um das Verfassen von Manuskripten, also um *normal science*, geht.

Vor vielen Jahren hielt ich einen Vortrag am MPI in Nijmegen bei der Arbeitsgruppe Levelt, die bekanntlich aus einem Gemisch von Fachleuten linguistischer und psychologischer Herkunft besteht. Ich berichtete in einem Vortrag von unseren damaligen Mannheimer Arbeiten zur Handlungsaufforderung. Während meines Aufenthalts ergaben sich dann viele Gelegenheiten zur Diskussion mit diversen dortigen Mitarbeitern, und immer ging es um die Sache, nämlich um methodische Details, um konkrete theoretische Implikationen usw.; einige Brückenschläge im Gespräch über die dortigen vielfältigen und hochqualifizierten Forschungsarbeiten waren für mich außerordentlich beeindruckend und lehrreich. Man zeigte mir eigene Befunde, erwärmte sich für meine Anregungen oder war skeptisch. Das alles war die ganz gewöhn-

liche wissenschaftliche Kommunikation. Bei meinem Abschied aber bedankte sich Kollege Levelt und meinte, für die Psycholinguistik sei es doch sehr anregend, wenn Vertreter anderer Bereiche der Psychologie wie ich zu Besuch kämen und über Dinge referierten, die man in Nijmegen so nicht kenne. Bis zu diesem Zeitpunkt war ich der Auffassung gewesen, selbst ein Sprachpsychologe bzw. Psycholinguist zu sein und derselben Zunft anzugehören wie die dortigen Kolleginnen und Kollegen. Ich war damals, wenn auch nur für kurze Zeit, etwas verwirrt.

Bei der Zusammenarbeit mit Informatikern erlebte ich vor einigen Monaten folgendes: Eine aus KI-Forschern und Psychologen gemischte, aber institutionell und nach der Problemstellung von der KI-Forschung dominierte Arbeitsgruppe demonstrierte in einem Vortrag die Poggendorff-Täuschung, die sie unter repräsentationalen Gesichtspunkten erörterte. Die wissenschaftliche Arbeit mit der Poggendorff-Täuschung wurde dabei als „Psychophysik“ bezeichnet. Während des Referats kam kurz die eigentümliche Frage in mir auf, ob sich die Arbeitsgruppe die Poggendorff-Täuschung denn eigentlich ohne Nennung von irgendwelcher *psychologischer* Referenzliteratur unter den Nagel reißen darf. Aber, fragte ich mich sogleich, muß man in einem Referat denn immer die ganze Vorgeschichte eines Problems explizieren? Sicherlich nicht. Aber warum dann „Psychophysik“? Optische Täuschungen firmieren bei uns doch anders. Nach dem Vortrag fragte ich ein Teammitglied, einen Informatiker, warum die Gruppe die Poggendorff-Täuschung und ähnliche Phänomene unter „Psychophysik“ laufen lasse und jeden Hinweis auf Psychologie vermeide. Man sagte mir unter vier Augen nach meiner Erinnerung ziemlich wörtlich: „Lieber Herr Herrmann, das ist natürlich Absicht. Es ist schon schlimm genug für uns, daß wir uns an der KI beteiligen. Das ist für Informatiker eine furchtbar ‚softe‘ Forschungsrichtung. Und da können wir uns den Namen ‚Psychologie‘ in unseren Arbeiten, zum Beispiel als *key word*, einfach nicht leisten. Und so sagen wir einfach ‚Psychophysik‘ bzw. ‚psychophysics‘. Natürlich wissen wir, daß Sie darunter etwas anderes verstehen.“

Das wiederum erinnert mich an den Versuch, in Mannheim eine Technische Fakultät zu gründen, was dann aus den bekannten finanziellen Gründen mißlang. Ich war damals an der Planung beteiligt und wollte in das Organogramm der künftigen Fakultät einige von Psychologen besetzte Lehrstühle und Professuren eingebaut sehen. Meine dama-

ligen vorbereitenden, ganz informellen Recherchen ergaben, daß die Teilnahme von Psychologen, etwa aus der Neuropsychologie, im Zusammenhang mit „Vision“ und für Mensch-Rechner-Schnittstellen, von der Sache her gut und mit Erfolgsaussichten zu rechtfertigen sei. Aber doch bitte nicht unter dem Namen „Psychologie“! Psychologie in einer Technischen Fakultät - das sei fachpolitisch nie und nimmer durchsetzbar. Ich ließ dann die geplanten Psychologie-Professuren unter *Human Factors* firmieren, und das Organogramm war somit mit psychologischer Kompetenz versehen. Wenn die Fakultät zustande gekommen wäre, wären also für Psychologen Professuren zu *Human Factors* eingerichtet worden. Wie gesagt, geholfen hat das alles nichts, weil dann die bekannte Finanzdauerpleite von Bund und Ländern die Einrichtung einer Mannheimer Technischen Fakultät nicht mehr zuließ.

Schluß mit den Anekdoten! Ich könnte vielleicht zwanzig weitere erzählen.

(iii) Wenn ich versuche, meine einschlägigen Erfahrungen irgendwie zu synthetisieren, so habe ich Mühe, in die Vielfalt der Gesichtspunkte, in den Parameterreichtum meines subjektiven Problemraums Ordnung zu bringen. Aber ich strebe, wie schon betont, hier ja auch keine Systematik an. Deshalb zunächst nur folgende vier Gesichtspunkte:

Erstens: Ich arbeite seit langem fast genauso intensiv (im Sinne institutioneller Abkunft) mit Nichtspsychologen wie mit Psychologen zusammen. Markante Erfahrungen von Grenzen habe ich nach meiner Erinnerung dabei kaum gemacht. Und ich habe bei meinen alltäglichen Forschungsk Kooperationen auch kaum erlebt, daß fachlich-institutionelle Eigentumsrechte bzw. Grenzen verteidigt oder angegriffen worden wären; im Sinne etwa von: „Du darfst die Poggendorff-Täuschung nicht untersuchen; du bist kein Psychologe.“ Oder: „Es hat keinen Zweck, dir das zu erläutern, das verstehst du als Psychologe sowieso nicht.“ Das Sprachspiel der alltäglich Kooperierenden von unterschiedlicher Herkunft enthält keine Begrifflichkeit, die der Grenzmetapher oder auch einer Eigentumsmetapher folgt. Auch wenn man gemeinsam Forschungsergebnisse publiziert, spielt nach meiner Erfahrung die Opposition „Psychologie vs. Nichtspsychologie (also bei mir: Linguistik, Informatik)“ überhaupt keine Rolle.

Die Kooperation mit Forschern anderer Herkunft verursacht, wie jeder weiß, *Kosten* und bringt *Ertrag*:

Kosten verursachen die notwendigen semantischen und pragmatischen Überbrückungen. Dabei geht es einmal schlicht um Begrifflichkeit und Sprachgebrauch, und es geht auch um subtile, ungeschriebene Konventionen, um Attitüden, um so etwas wie den *Nestgeruch*, die oder den man sich per Berufsbiographie angeeignet hat und die beim Fremdfächler anders sind. Dadurch können durchaus Friktionen entstehen. Ein ganz einfaches Beispiel zum Sprachgebrauch: Was bei uns eine regelgerechte, richtige grammatische Konstruktion ist, ist bei den Linguisten schlicht eine grammatische Konstruktion; eine fehlerhafte Konstruktion ist bei Linguisten überhaupt nicht grammatisch. Auch diesen ziemlich unwichtigen Unterschied muß man zuerst einmal bemerken und dann begreifen. Hier geht es eben oft um die vielberufene *Bedeutungskonstitution im Diskurs*. Spätestens wenn man übrigens gemeinsam englisch publiziert, fallen nach meiner Erfahrung solche von der fachlichen Herkunft abhängigen, zunächst unerkannten sprachlichen Verwendungsunterschiede auf

Eine *Nebenbemerkung*: Ich habe innerhalb und außerhalb der Psychologie mit eher kultur- und geisteswissenschaftlich ausgerichteten und mit naturwissenschaftlich-technisch ausgerichteten Forschern kooperiert. Für mich selbst waren die semantischen Überbrückungsprobleme auf's ganze bei den kultur- und geisteswissenschaftlich Ausgerichteten gravierender als bei den Naturwissenschaftlern. Das mag an mir selbst liegen, doch ist das, generell betrachtet, ein weites Feld, in das ich mich jetzt nicht hineinwagen möchte.

Wie jeder weiß, besteht der *Ertrag* der Kooperation mit Forschern anderer Herkunft zu allererst in meist sehr exakt angebbarem spezifischem Informationsgewinn: Man erfährt etwas Spezifisches, das man sonst nicht erföhre. Und da das auf beiden bzw. allen Seiten so ist, kann eine zyklische interaktive Erkenntnisdynamik in Gang kommen, die man modisch als *Synergie* oder sogar als *Emergenz* bezeichnet. Und paradoxerweise haben gerade die zuvor genannten zeitweiligen Mißverständnisse und Überbrückungsprobleme ein ganz außerordentliches Synergiepotential.

Ich habe also mit Forschern anderer Herkunft immer wieder schlicht an einer gemeinsamen Sache oder an Sachen mit großer Schnittmenge

gearbeitet und wollte dabei - nicht zuletzt für mich selbst - das Beste erreichen. Aus welchem disziplinären *Background* dabei die Daten, Theorien und Methoden kamen, ob sie diesseits oder jenseits der genannten Grenze entstanden waren, war für meine Partner und mich, soviel ich mich erinnere, fast immer unerheblich. Im *Forschungssprachspiel*, wie ich das nennen möchte, kann man über solche Abgrenzungen wohl nicht einmal sinnvoll sprechen. Welches Argument läge zum Beispiel darin, daß einige klassischen Arbeiten zu *subjektiven Landkarten* von Geographen stammen? Was könnte das überhaupt besagen? Solche Äußerungen gehören nicht zum Forschungssprachspiel.

Zweitens: Ich kann mir als Forscher, der mit Forschern anderer Herkunft zusammenarbeitet, nicht spontan, nicht in meiner *Intentio recta*, vorstellen, daß ich am *Rande* meiner Wissenschaft, diesen Rand überschreitend, arbeite. Aber auch bei reflektierender Betrachtung vermag ich nicht zu sehen, daß es überhaupt randständige Bereiche und einen randfernsten, also einen zentralsten Bereich des Forschens gibt - wo liegt der, was ist das? -, von dem ich als randständig Arbeitender maximal entfernt wäre. Eher noch kann jeder von uns sehr frei nach Bismarck sagen: „Wo ich momentan arbeite, ist für mich das Zentrum der psychologischen Forschung.“

Wenn man sich am Sprachspiel des kooperierenden Forschers beteiligt, macht es jedenfalls keinen Sinn, vom Rand einer Wissenschaft zu sprechen. Wissenschaften sind, werden sie im Forschungssprachspiel bedacht und besprochen, nicht so etwas wie Nationalstaaten mit festen Grenzen, mit Grenzkonflikten, imperialistischen Eroberungen, Abwehr, Gegenangriffen, mit einer logistischen Infrastruktur zwischen Zentrum und Rand, und so fort. Anders gesagt: Wer im Forschungsverbund mit anderen, auch mit solchen von anderer Herkunft als man selbst, zum Beispiel alltägliche Laborforschung betreibt, dem ist es schon aus Eigennutz einerlei, aus welcher Fachdisziplin Ideen, Daten, Theorien und Methoden stammen. Unterscheidet ein Forscher hier nach der Opposition „Wir und die anderen“ und verwendet er diese Opposition als Filter für seine Forschungsbemühungen, so gerät er schnell in Nachteil.

Wenn es um die konkrete Forschungskoooperation geht, dann ist mir zum Beispiel der an der Raumkognition arbeitende Informatiker viel näher, als ich einem (ebenfalls) Diplomspsychologen bin, der zum Beispiel als ein hochlöblicher Experte der Gemeindepsychologie arbeitet.

Und dem Raumkognitionsforscher aus der Informatik bin dann ich viel näher, als ihm beispielsweise ein Theoretischer Informatiker steht, der sich um Zeitlogik oder um mathematische Beweise irgendwelcher Theoreme eines Modells der Rechnernetze kümmert, soweit das alles mit Raumkognition nichts zu tun hat.

Drittens: Spricht und denkt man nach allem im Sprachspiel der Kooperation mit Forschern auch nichtpsychologischer Herkunft, so gibt es nach allem keine Fächergrenzen und keine Ränder. Man hat gar kein Grenz- und Ränderproblem. Ich möchte das zusätzlich auf der Basis meiner Konzeption der Forschungsprogramme erläutern:

Wenn man überhaupt quasi-topographisch konzeptualisieren will, dann handelt es sich bei der wissenschaftlichen Forschung um ein riesiges und unüberschaubares, vieldimensionales Wissenschaftsnetzwerk, dessen Teil auch die psychologische Forschung ist. Die Knoten dieses Gesamtnetzwerks sind mit kontinuierlich variierenden Verbindungsgewichten untereinander verbunden. Psychologie ist dann so etwas wie ein Netzwerkbereich, dessen einzelne Knoten, die psychologischen Forschungsprogramme, im Mittel *untereinander* mit höheren Verbindungsgewichten vernetzt sind als mit den Knoten *anderer* Netzwerksegmente. Alles dies ist also nicht als Struktur mit diskreten Teilstrukturen zu denken, nicht im Sinne klassenkonstitutiver Invarianten, sondern, anders formuliert, eher im Sinne der Wittgensteinschen Familienähnlichkeit.

Die Forschungsprogramme, an denen ich beteiligt war, sind nach meiner Einschätzung erstens mit allen anderen, konventionell als psychologisch bezeichneten Forschungsprogrammen im Mittel enger vernetzt als im Mittel mit allen anderen (insofern nichtpsychologischen) Forschungsprogrammen. Aber zweitens: Meine eigenen Forschungsprogramme sind wohl mit einer beträchtlichen Anzahl nichtpsychologischer Forschungsprogramme viel enger vernetzt als mit den *meisten* psychologischen. Beides schließt sich selbstverständlich nicht aus.

Die Vernetzungsmuster im Wissenschaftsnetzwerk sind im Zeitverlauf in ständiger Veränderung begriffen. Im *Mittel* jedoch ist die Konnektivität über die Zeit hinweg zwischen den mit einem einheitlichen Wissenschaftsnamen (zum Beispiel als Psychologie) bezeichneten Forschungsprogrammen höher als mit anderen; nur das macht es ja sinnvoll, in einem weichen, schlecht definierten, von Zirkularität

bedrohten, aber praktisch hinreichendem Sinne überhaupt von psychologischer oder aber von linguistischer, kognitionswissenschaftlicher oder dergleichen Forschung zu sprechen. Es gibt in meiner Sicht jedenfalls hier keine festen, auch zeitlich konstanten Grenzen, und so gibt es auch keine definierten Ränder und kein festes Zentrum. Die Konnektivität des Wissenschaftsnetzwerks kann sich jederzeit irgendwo lokal, sozusagen im Wege dynamischer Selbstorganisation von Netzwerkteilen, dramatisch erhöhen. So vernetzte das volitionspsychologische Forschungsprogramm, an dem Heinz Heckhausen, Julius Kuhl, Peter Gollwitzer und andere beteiligt waren, plötzlich die untereinander zum Teil gar nicht oder nur schwach verbundenen Konzeptionen von Ach, Lewin, McClelland, J. W. Atkinson, Vroom, Wicklund und anderen, und es ergab sich ein damals neuartiges Teilnetz mit hohen Verbindungsgewichten. Und ähnlich entstand zum Beispiel in den Siebzigerjahren, sozusagen über die Fächergrenzen hinweg, das Forschungsgebiet der Raumkognition, in dem ich immer noch mitarbeite. Solche dynamischen Konnektivitätserhöhungen können sich selbstverständlich auch wieder jederzeit einebnen.

Viertens: Wie meine Beispiele zeigen, bezieht sich alles, was ich bis jetzt gesagt habe, auf das Sprachspiel oder, nach Wittgenstein, auf die Lebensform der Wissenschaftler, soweit sie ihrer alltäglichen Forschungsarbeit nachgehen. Sobald es jedoch *institutionell*, *administrativ* oder gar *juridisch* wird, beginnt die mentale und soziale Konstruktion *diskreter Strukturen*. Das war und ist so: Die institutionelle Metaebene konstituiert sich in Disjunktionen, Abgrenzungen und Gegensätzen, im Entweder-oder, auch in Rand-Zentrum-Unterscheidungen.

Herr Levelt hat damals, als er mich, wie ich erzählt habe, nach vielen informellen Insider-Gesprächen sozusagen als Fremdfächler verabschiedete, natürlich institutionell-strategisch gesprochen; es ging ihm in diesem Augenblick um den Meta-Gesichtspunkt, was die Sprachpsychologie bzw. Psycholinguistik überhaupt ist und wie man dasjenige, was wir in Mannheim treiben, subsumieren sollte. Das war ersichtlich ein anderes Sprachspiel als das des kooperierenden Forschers. Und die ebenfalls berichtete Tabuisierung des Namens „Psychologie“ bei Technischen Informatikern und anderen Technikern liegt auch nicht auf der Ebene der praktischen Zusammenarbeit von Forschern, sondern ebenfalls auf jener eigentümlichen Metaebene, auf der sich das kollektive Spiel von Fach-

politik, Wissenschaftssoziologie und Wissenschaftsökonomie vollzieht und wo nicht zuletzt auch die höchst individuellen nicht-monetären, aber zum Teil auch monetären Profit-Interessen, das Selbst-Marketing und ähnliche Individualmotive ihre Rolle spielen.

(iv) Soweit die vier Gesichtspunkte, unter denen ich meine Erfahrungen zunächst etwas zu systematisieren versucht habe. Ich führe meine Überlegungen jetzt noch etwas weiter: Hat denn nun die Psychologie zu verteidigende oder gar vorzuverlegende Grenzen, hat sie randständigere und zentralere Gebiete, hat sie also eine topographische Identität - oder hat sie das alles nicht? Hat sie eine solche Identität, für die man verantwortlich eintreten sollte oder muß - dies wegen gemeinsamer Traditionen, Sozialisation, Initiation, auch aufgrund der Tätigkeit legitimer Koordinatoren und Grenzwächter und auch sogar wegen eines eingeführten gemeinsamen Namens für Teilinstitutionen und für ihre Mitglieder? Ich erlebe diese topographische Identität der Psychologie qua Institution in der Tat täglich und identifiziere mich genau in diesem Sinne mit der Psychologie. Und offensichtlich empfinden das viele von uns ebenso, sonst säßen wir wohl auch jetzt nicht hier zusammen. Wer wollte die Legitimität dieser institutionenbezogenen Denk- und Sprechweise infrage stellen.

Ich habe immer die Notwendigkeit *beider* Sprachspiele bzw. *beider* Wittgensteinschen Lebensformen für *gleichermaßen* wichtig gehalten. Um es mit einem Truismus zu sagen: Ich selbst konnte nur die Forschung betreiben, die ich wollte, weil es auch die Institution der Psychologie gibt. Nur mit festem Platz in der Institution der Psychologie, zuerst als Student und als Assistent, dann als Privatdozent und schließlich als Ordinarius der Psychologie an einer Universität, und nur bei Existenz von Rahmeninstitutionen, die fachbezogen segmentiert sind und in denen die Psychologie als jeweils eine Subinstitution verortet ist, nur weil es also zum Beispiel auch für Geldgeber, Gutachter usw. die *institutionell* definierte Hausnummer „Psychologie“ gibt, konnte ich die von mir und meinen Mitarbeitern veranstaltete Laborforschung so betreiben, wie ich das getan habe. Forschungsmittel habe ich meist qua Psychologe erhalten, zuweilen auch als Mitglied eines nach der Herkunft gemischten, multidisziplinären Teams. Eine *institutionelle Hausnummer* habe ich jedenfalls stets gebraucht. Nie erhielt ich Geld für meine Forschung von

einer netten reichen alten Dame, nur weil sie mich als Person mochte. Also gilt zumindest für mich selbst: Keine psychologische Forschung, insofern sie etwas kostet, ohne die Institution der Psychologie.

Aber gilt auch das Umgekehrte: Keine Wissenschaftsinstitution ohne alltägliche Forschungsarbeit? - Das ist eine schwierige Frage. Ich erkläre mir die Dinge einstweilen wie folgt: Die *Institutionen* der Wissenschaften stammen in der Regel aus *Sekundärentwicklungen*, wobei diese Sekundärentwicklungen auf der immer schon vorhandenen primären Entwicklung von in der Regel idiosynkratischen, arbiträren und heterogenen neuen Erkenntnistechiken und ebensolchem neuem Wissen aufruhen. Also nicht: „Wir gründen jetzt die Psychologie und beginnen dann, psychologisch zu forschen.“ Sondern eher: Da gibt es seit langem bereits ein Gewirr von Unübersichtlich-Vielgestaltigem, ein Gestrüpp von ähnlichen oder sonstwie aufeinander bezogenen Techniken und Wissen (also allenfalls von „prudentia“, aber noch nicht von „scientia“) und von ganz heterogenen Absichten vieler Einzelner. Dann kommt jemand, oder es kommen wenige und machen Nägel mit Köpfen. Sie sagen: „Reduzieren wir doch die Unbestimmtheit, systematisieren wir das Bestehende, geben wir ihm Schubkraft, zaubern wir aus dem verqueren Gewirr von Erkenntnis- und anderen Interessen eine *Institution*, also auch Macht und Ressourcen - dies wenigstens für uns Macher. Spielen wir Wundt! Schaffen wir Identität, natürlich zugleich mit den zugehörigen Ausgrenzungen und Abgrenzungen. Also gründen wir die Psychologie als Wissenschaftsinstitution!“ - Natürlich hat es sich historisch so nicht zugetragen. Ich wollte nur sagen, daß die Institutionen der Fächer im allgemeinen (mit einigen Ausnahmen) *Sekundärentwicklungen* bzw. *Überbauphänomene* sind, die auf den spontanen und chaotischen Erkenntnisentwicklungen aufruhen, wie sie beim unvermeidlichen und perennierenden Forschen und Suchen unorganisierter Einzelner vorzukommen pflegen.

Freilich machen sich die Institutionen dann zumeist bald selbständig und beeinflussen wiederum das Forschen der Einzelnen. Man kennt ja überall in unserer Welt den unaufhaltsamen Prozeß der Zivilisation, auch die Prozesse der Konventionalisierung und der Bürokratisierung. Der Überbau koppelt sich partiell von der Basis ab. Die Institution gewinnt auch bald die Definitionsmacht, und so kann eine mächtige wissenschaftliche Institution auch Abweichler abstrafen und aussondern, sie

kann vielfältig tabuisieren und im Grenzfall sogar für den individuellen Erkenntnisgewinn und seine Verbreitung tödlich sein. Zu den mächtigsten Herrschern gehören dabei übrigens die beglaubigten Fachgutachter aller Art und die beglaubigten Macher der institutionalisierten High-impact-Fachzeitschriften.

Was mich selbst betrifft: Wir hätten ohne laufende Hilfe durch die gutentwickelte Institutionalisierung der Psychologie, zum Beispiel durch die institutionelle Verortung der Psychologie an unseren Universitäten und auch bei Forschungsfinanzierungsinstitutionen wie der DFG, durch das internationale Verlags- und Zeitschriftenwesen usf unsere zum Teil aufwendigen Laborarbeiten nicht durchführen können. Für mich gilt also, wie schon betont: Ohne Psychologie als Institution keine Psychologie als Forschung. Allerdings gilt aber für mich auch: Ohne mein wissenschaftliches, vor allem *Forschungsinteresse* wäre mir die Institution der Psychologie relativ gleichgültig geblieben. (Ich muß mich übrigens gar nicht Psychologe nennen, mit Psychonom oder Verhaltenswissenschaftler wäre ich nach dem, was ich tatsächlich getan habe, auch zufrieden.) - Man darf auch nicht vergessen: Es gibt, wie jeder weiß, auch in den Wissenschaften (aber gottseidank nicht so sehr häufig in der Psychologie) die Nur-Funktionäre und sogar die bezahlten Schmarotzer von Institutionen, die lediglich an der Wissenschaftsinstitution selbst, nicht aber daran interessiert sind, *wessen* Metaebene diese Institution ist.

(v) Ich selbst brauche nach allem *beides*, die Psychologie als wissenschaftliche Institution mit ihrem auf Disjunktionen und Oppositionen ausgehenden Grenz- und Rändersprachspiel, dem *Institutionensprachspiel*, und die Psychologie mit ihrem Forschungssprachspiel, das Grenzen und Ränder nicht kennt. Indem ich als Mitglied der Psychologie als einer Fachinstitution lebe, gräme ich mich zum einen über Grenzübergriffe von Nachbarn, achte ich auf die Unversehrtheit unserer Grenzen, möchte ich die Binnenstruktur verbessern, und so kämpfe ich auch für alles das - natürlich ganz unblutig, aber zeitaufwendig in Gremien und anderweitig. Und so kann ich zum Beispiel auch manche Tätigkeiten von Linguisten oder von Informatikern als ungerechtfertigte Beeinträchtigungen der Psychologie begreifen. Indem ich aber zum anderen als Laborforscher tätig war und grade noch bin, der immer wieder auch mit Forschern anderer Herkunft kooperierte, spreche ich

eine ganz andere Sprache, die ich zuvor zu skizzieren versucht habe. Hier kenne ich zum Beispiel kein Grenz- und Ränderproblem, keine fachbezogenen Eigentumskategorien und dergleichen.

Ich brauchte und brauche *beide* Sprachspiele, *beide* Lebensformen: die der täglichen Erkenntnisarbeit und die des institutionellen Sekundärhandelns. Das eine erfordert das andere. Und doch kann man die beiden Sprachspiele - was nach Wittgenstein ohnedies klar ist - nicht strikt ineinander übersetzen. Sie sind nicht aufeinander reduzierbar. So muß ich immer wieder über zentrale und randständige Subdisziplinen, über Grenzen, über fachliches Eigentum usf sprechen, dann wieder ist eine solche Rede sinnlos. Anders formuliert: Ich muß mich als Wissenschaftler, oft fast gleichzeitig, nach zwei partiell inkompatiblen Skripts verhalten. Ich sehe mich zwei Sprachspielen, zwei Lebensformen, zwei Skripts gegenüber, und keines von beiden ist wie auch immer richtiger oder wahrer oder authentischer. Ich habe keine Probleme mit diesem schizoformen Zustand. Wir Menschen leben ohnedies flexibel in immer wieder anderen Lebensformen, verwenden immer wieder andere Sprachspiele. Von der einen, monolithischen, statischen Merk- und Wirkwelt der *Uexküllschen Zecke* haben wir uns inzwischen weit entfernt.

Falls ich das Nebeneinander inkompatibler Spielregeln nicht aushalten oder auch verantworten könnte, hätte ich nicht als psychologischer Laborforscher arbeiten und schon gar nicht mit Forschern anderer Herkunft in der geschilderten Weise zusammenarbeiten können. Ich bin ein Sprachpsychologe geworden, der *einerseits* zum Beispiel die Randlage der Sprachpsychologie innerhalb der Psychologie für völlig ungerechtfertigt hält, der sich in Texten oder auch in Gremien verschiedener Art gegen Monopolansprüche, Ignorierungen und Ausgrenzungen innerhalb des eigenen Fachs und gegen nicht zuletzt finanzielle oder organisatorische Übergriffe aus Nachbarfächern wehrt und der auch die freundliche oder unfreundliche Übernahme von ehemals psychologischen Arbeitsgebieten durch Fachnachbarn bedauert. *Und* ich bin andererseits ein Sprachpsychologe geworden, dem die Herkunft und die Firmierung von interessanten Daten, Theorien und Methoden und dem auch das eigene Firmenschild von der Sache her einerlei ist, der sich im Forschungsalltag „mittendrin“ und insofern ganz zentral erlebt und der auch mit Forschern anderer Herkunft ohne Vorbehalte der Herkunft

kooperiert. Alles das soll nicht romantisiert werden: Auch bei der alltäglichen Arbeit im Forschungsprogramm gibt es selbstverständlich Konkurrenz, Neid, Mißerfolgsärger und ganz selten auch Triumphe, aber das alles in ganz anderer Art, als ich sie als Mitglied der Institutionen kenne, denen ich auch angehöre.

Eine letzte Folgerung aus dem bisher Erörterten: Mir erscheint heute das *Identitätsproblem* der Psychologie noch schwieriger, als ich schon seit Jahrzehnten angenommen habe. Anhand ihrer institutionellen Merkmale kann man zwar, wie das bei anderen Wissenschaften auch möglich ist, eine Liste aufmachen, anhand der die Psychologie qua *Institution* für pragmatische Zwecke hinreichend zu bestimmen ist. Dazu gehört zum Beispiel die Rahmenprüfungsordnung für deutsche Diplompsychologen. Das ist aber ziemlich trivial, und auch selbst dabei gibt es Schwierigkeiten im Detail. Hingegen kann man aber auf diese gewissermaßen institutionelle Weise für die Psychologie keine klassenkonstitutive Liste psychologischer und *nur* psychologischer *Problemstellungen, Methodiken, Datenarten* und *Theorien* gewinnen. Man kann eine solche klassenkonstitutive Liste der Merkmale von Wissenschaften nach meiner festen Überzeugung überhaupt nicht gewinnen. Ein solcher klassifikatorischer Rationalismus und Essentialismus versagt hier und hat schon immer versagt. Und im Zeitalter der Postmoderne ist das ja auch immer weniger zu beklagen.

Das strategische, von den eigenen *Fachinteressen* abhängige Argumentieren mit Wir und Ihr, mit Grenzen und Rändern, abzuwehrenden Inbesitznahmen usw. ist auch für Psychologen unbedingt erforderlich; damit schaffen und erhalten wir uns unsere materielle Forschungsbasis. Und dieses Argumentieren ist nichts Spezifisches, es ist ubiquitär, es kommt in allen Lebenslagen vor, es gehört geradezu zur *Condition humaine*. Und so ist es für mich selbst auch verständlich und hinnehmbar, daß ich abwechselnd das Territorium der Psychologie verteidige und dann wieder die Grenzmetapher für sinnlos und sogar für schädlich halte. Forscher, die man Psychologen nennt, brauchen, wie ich ausgeführt habe, sowohl das institutionelle *als auch* das Forschungssprachspiel mit aller ihrer Inkompatibilität.

Autor:

Theo Herrmann, 1929 in Bochum geb., Studium der Psychologie in Mainz. Arbeit als Betriebspsychologe. 1963 Habilitation in Mainz. Ordinarius an der Technischen Universität Braunschweig, Arbeiten zu Erziehungsstilen. 1968 Wechsel nach Marburg. Seit den siebziger Jahren Forschung im Bereich der Erzeugung sprachlicher Äusserungen und deren Zusammenhang mit dem Denken, der Raumkognition und anderen kognitiven Vorgängen. 1977 Wechsel nach Mannheim. Seit 1997 Emeritus, Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Psychologie und Mitglied der Academia Europaea.

Veröffentlichungen u.a.: Allgemeine Sprachpsychologie 1985/1995, Sprechen. Psychologie der Sprachproduktion 1994. Zahlreiche Veröffentlichungen im Bereich der Wissenschaftstheorie.

Anschrift:

Stahlbühlring 70
D-68526 Ladenburg